verlor sich und die zwei Wanderer gingen in struppigem, undurchsichtigem Nadelwalde hin, der nur zuweilen durch herabgehende erstarrte Steinströme unterbrochen war. Viktor hatte von Attmaning aus den Wald gar nicht gesehen und hätte nie geglaubt, daß eine solche Wildnis zwischen ihm und dem schönen Wasserblitz liegen könne, der so nahe herausgegrüßt hatte. Immer gingen sie fort. Stets glaubte Viktor jetzt werde man bergab steigen, aber der Weg wickelte sich längs eines Hanges fort, der sich immer selber gebar, als rückte der Wald hinaus und schöbe auch den See vor sich her. Der Knabe lief barfuß auf dem spitzigen Steingerölle neben ihm. Endlich, da fast zwei Stunden vergangen waren, blieb der kleine Führer stehen und sagte: „Da ist der Hals. Wenn du jetzt diesen Weg da, nicht den andern, hinunter gehst, nämlich an dem Bilde des gemarterten Gilbert vorbei und um das Seeeck herum, wo die vielen Steine herabgefallen sind, da wirst du Häuser sehen, die sind die Hul. Schaue nur immer durch die Zweige hinaus, daß du das Wasser siehst, weil auch ein Weg in den Afelschlag geht, der wäre gefehlt."

Diese Worte sagte der Knabe und nachdem er von Viktor einen Lohn empfangen hatte, lief er desselben Weges zurück, den er den Jüngling herangeführt hatte.

Der Platz aber, von dem der Knabe so unbeachtend weglief, als wäre er eben nichts, war für Viktor von der unerwartetsten Wirkung. Die Gebirgsleute nennen häufig einen „Hals" einen mäßigen Bergrücken, der quer zwischen höheren läuft und sie verbindet. Da er immer auch zwei Täler scheidet, so geschieht es nicht selten, daß, wenn man von dem einen langsam hinansteigt, man plötzlich ohne Erwartung den überraschendsten Ueberblick in das andere hat. So war es auch hier. Der Wald hatte sich auseinandergerissen; der See lag dem Jünglinge zu Füßen und alle Berge, die er von dem flachen Lande und Attmaning aus schon gesehen hatte, standen nun um das Wasser herum, so stille, klar und nahe, daß er danach langen zu können vermeinte — aber dennoch waren ihre Wände nicht grau, sondern ihre Schluchten und Spalten waren von einem luftigen Blau umhüllt und die Bäume standen wie kleine Hölzlein darauf, oder waren an andern garnicht sichtbar, die schier mit einem ganz geglätteten Rande an dem Himmel hinstrichen.

Nicht ein Häuschen, nicht einen Menschen, nicht ein einziges Tier sah Viktor. Der See, den er von Attmaning aus als weiße Linie gesehen hatte, war hier weit und dunkel, nicht einen einzigen Lichtfunken, sondern nur das Dämmern der Schleiermauern, die ihn umstanden, gebend; und an den fernen Ufern lagen lichte Dinge, die er nicht kannte und die sich bloß in den ruhigen Wassern spiegelten.

Eine Weile stand Viktor und betrachtete das Ding. Er empfand den Harzduft und hörte aber nicht das Wehen des Nadelwaldes. Von Regung war gar nichts zu verspüren und man müßte nur das Weiterrücken des späten Lichtes rechnen, das an dem Schwunge der Wände hinüberging und sich die farbenkühlen Schatten folgen ließ.

Fast Furcht vor dieser Größe, die ihn hier umgab, im Herzen tragend, machte sich Viktor daran, seinen Weg weiter zu verfolgen. Er ging den Pfad, den ihm der Knabe gezeigt hatte, hinunter. Die Berge sanken allgemach in den Wald, die Bäume nahmen ihn wieder auf und wie es schon auf dem Halse gewesen war, daß der flache See gleichsam die Berge, die er säumte, hinauszurücken schien, damit das Auge das zarte Duftbild schauen könne, das sich von dem Grün der Tannennadeln hinauswarf, so blickte auch hier immer das dämmerige Gewebe von Berg und Wasser links durch die Baumäste herauf. So wie er beim Hinaufgehen gemeint hatte, der Berg nähme kein Ende, so ging er nun auch wieder unaufhörlich und sachte hinunter. Stets hatte er den See zur Linken, als sollte er die Hand eintauchen können und stets konnte er ihn nicht erreichen. Endlich wich der letzte Baum hinter ihm zurück und er stand wieder unten an der Afel, wo sie eben den See verließ und durch steilrechtes Geklippe forteilte, nicht einmal einen handbreiten Saum lassend, daß man einen Pfad für wandelnde Menschen anlegen könnte. Viktor meinte hundert Meilen von Attmaning entfernt zu sein, so einsam war es hier. Nichts war da, als er und das flache Wasser, das sich unaufhörlich und brausend in die Afel hinausleerte. Hinter ihm stand der grüne stumme Wald, vor ihm war die schwanke Fläche, geschlossen durch eine blaue Wand, die sich tief ins Naß zu erstrecken schien. Das einzige Werk von Menschenhand sah er in dem Stege, der über die Afel lag und in einem Wasserbeschlage, durch den sie hindurch mußte. Langsam ging er über den Steg und der Spitz mäuschenstill und zitternd hinter ihm her. Jenseits gingen sie auf Rasengrund neben Felsen. Bald war auch der Platz zu erkennen, von dem der Knabe gesprochen hatte: eine Menge durcheinander geworfene Steine lag herum und erstreckte sich in den See hinaus, daß man leicht erkennen konnte, hier mochte ein Bergsturz stattgefunden haben. Viktor bog um eine scharfe Bergecke und sogleich lag auch die Hul vor ihm: fünf oder sechs graue Hütten, die nicht weit entfernt auf dem Seeufer hinstanden und von hohen grünen Bäumen umgeben waren. Auch der See, den ihm die vorspringende Ecke früher verdeckt hatte, erweiterte sich hier und manche Berge und Wände, die sich ihm entzogen hatten, standen wieder da.

Als Viktor zu den Häusern gekommen war, sah er, daß jedes mit einem Schuppen in den See hinausging, unter welchem angebundene Kähne lagen. Eine Kirche sah er nicht, aber auf einer der Hütten war ein Türmchen aus vier rot angestrichenen Pfählen, zwischen denen eine Glocke hing.

„Ist hier nicht ein Ort, der Klause heißt?" fragte er einen Greis, den er gleich an der ersten Hütte unter der Tür sitzend kand.

„Ja," erwiderte der Greis, „auf der Insel ist die Klause."

„Könnt Ihr mir nicht sagen, wer mich dahin überführen möchte?"

„Jeder Mensch in der Hul könnte Euch hinüberführen."

„Also könntet Ihr es auch tun?"

„Ja — aber Ihr werdet nicht aufgenommen."

„Ich bin in die Klause bestellt und werde erwartet."

„Wenn Ihr Geschäfte dort habt und bestellt seid, da ist es anders. Fahrt Ihr gleich wieder zurück?"

„Nein."

„So wartet hier ein wenig."

Nach diesen Worten ging der Alte in die Hütte hinein, von der er bald wieder in Begleitung eines jungen, starken, rotwangigen Mädchens zurückkam, das sich daran machte, mit ihren entblößten Armen einen Kahn weiter in das Wasser hinauszuschieben, während der Alte seinen Rock anzog und zwei Ruder herbeitrug. Man hatte für Viktor einen hölzernen Lehnsitz auf dem Kahne befestigt, auf den er sich niederließ, sein Ränzlein neben sich legend und den Kopf des Spitzes haltend, der sich gegen seinen Schoß schmiegte. Der Alte hatte verkehrt sitzend am Schiffsschnabel Platz genommen und das Mädchen stand im Hinterteile, das Ruder in der Hand haltend. Gleichzeitig von beiden geschah der erste Schlag ins Wasser, der Kahn tat einen Stoß, glitt in die weichen Fluten hinaus und schnitt bei jedem Ruderschlage ruckweise weiter in die dunkler werdende säuselnde Fläche. Viktor war nie auf einem so großen Wasser gefahren. Das Dorf zog sich zurück und die Wände um den See begannen sehr langsam zu wandern. Nach einer Weile streckte sich eine buschige Landzunge hervor und wuchs immer mehr in das Wasser. Endlich riß dieselbe gar von dem Lande ab und zeigte sich als eine Insel. Gegen diese Insel richteten die zwei Rudernden ihre Fahrt. Je näher man kam, desto deutlicher hob sie sich empor und desto breiter wurde der Raum, der sie von dem Lande trennte. Ein Berg hatte ihn früher gedeckt. Man unterschied endlich sehr große Bäume auf ihr, anfangs so, als wüchsen sie gerade aus dem Wasser empor, dann aber auf bedeutend hohem Felsenufer prangend, das fallrecht mit scharfen Klippen in die Flut niederging. Hinter dem Grün dieser Bäume wanderte ein sanfter Berg, der von dem Abende lieblich gerötet war.

„Das ist die Grisel am jenseitigen Seeufer," sagte der Alte auf Viktors Frage, „ein bedeutender Berg, der aber doch nicht gar so beschwerlich ist. Es geht ein Pfad über ihn hinüber in die Mlumau und ins Gescheid, wo die Hammerschmiede sind."

Viktor blickte den schönen Berg an, der so wandelte und in das Grün der Bäume sank, wie sie näher kamen.

Man war endlich in den grünen Wiederschein gelangt, den die Baumlasten der Insel in das Wasser des Sees senkten und fuhr in dem Raume desselben dahin. Da tönte von der Hul herüber das Glöcklein, das zwischen den vier Pfählen hing und forderte zum Abendgebete auf. Die zwei Schiffenden zogen sogleich ihre Ruder ein und beteten still ihren Abendsegen, während der Kahn im Zuge gleichsam von selbst längs der grauen Felsen hinging, die von der Insel in den See niederstanden. Auf den Bergen herum war hie und da ein irrendes Licht. Der See hatte sogar Streifen bekommen, deren einige glänzten und selbst Funken emporwarfen, obwohl die Sonne schon seit längerer Zeit untergegangen war. Ueber alles das kamen die fortwährenden emsigen Klänge des Glöckleins herüber, gleichsam von unsichtbaren Händen tönend; denn die Hul war nicht zu sehen und rings um den See war kein Fleckiein, das nur entfernt einem menschlichen Aufenthalte ähnlich gesehen hätte.

„Im Kloster der Klause muß auch noch eine Glocke sein. Ich glaube, eine schöne Abendglocke," sagte der Alte, nachdem er seine Mütze wieder aufgesetzt und das Ruder ergriffen hatte, „aber man läutet sie nie; ich wenigstens habe den Ton derselben nie gehört. Auch nicht einmal eine Uhr hört man schlagen. Mein Großvater hat gesagt, daß es sehr schön war, wenn in den vergangenen Tagen das ganze Geläute auf dem See lag — denn damals waren noch die Mönche — und wenn es in dem lichten Morgennebel daher tönte, ohne daß man wußte, woher es komme; denn ihr werdet gesehen haben, daß wir den Berg umfahren haben und daß man von der Hul aus die Insel nicht sehen kann. Es ist der hohe Dela, dieser Berg, und zwei Mönche haben ihn einmal bei klafterhohem Schnee überstiegen, da der See gefroren war, aber nicht trug, und da sie keine Lebensmittel mehr hatten. Sie hieben mit den Knechten, die sie in dem Schiffe hatten, eine Straße in das Eis, daß der Kahn gehen konnte, und als sie an dem Berge waren, stiegen sie über den Gipfel in die Hul; denn zwischen dem Berge und dem See ist kein Fußweg möglich. Es sind seitdem wohl über hundert Jahre vergangen und selten geschieht es, daß der See überall mit einer Decke von Eis überzogen ist."

„Sind also einmal Mönche auf der Insel gewesen?" fragte Viktor.

„Ja," antwortete der Greis. „In sehr alter, alter Zeit sind fremde Mönche hierhergekommen, da noch gar kein Haus an dem ganzen See stand und da noch nichts in ihm schwamm, als ein Baum, der von dem Felsen in ihn herabgefallen war. Sie sind auf Flößen und Tannenästen nach der Insel übergefahren und haben zuerst die Klause gebaut, aus der nach und nach das Kloster entstanden ist und in späteren Jahren auch die Hul, wo christliche Leute fischten und zur Klause in die Messe fuhren; denn damals waren die Landesherren draußen noch ganz und gar Heiden und sie schlugen mit ihren Knappen, die grausam und wild waren, die Priester tot, welche aus dem Schottenlande mit dem Kreuze herüberkamen, um zu bekehren. Auf der Insel, die sie sich suchten, fanden die Väter Schutz; denn Ihr werdet es schon erkennen, daß diese Steine, die da niedersteigen, wie eine Festung sind. Es ist hier ein Schaum, wenn nur ein wenig Wind geht, daß er jedes Schiff in sich begraben kann. Nur an einer einzigen Stelle kann man landen, wo nämlich die Felsen zurückweichen und eine Oeffnung lassen, in der das Wasser gegen guten Sand ausläuft. Es sind daher die Väter geschützt gewesen, sowie der alte Mann geschützt ist, der sich die Insel zur Wohnung auserkoren hat. Aus dieser Ursache fischt man auch hier nur an ganz schönen und stillen Tagen, wie der heutige einer ist."

Brockensammlung.

Annahmestelle in Viersen:
Ehrw. Schwestern im Waisenhaus zu Viersen

11,50 ℳ in Silber für die Brockensammlung. — Ein goldenes Kreuz. — 21 ℳ für ein Heidenkind. — 5 ℳ für die Brockensammlung.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 39. Sonntag, 27. September. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 27. September: Cosmas u. D.
Montag, den 28. September: Wenzeslaus.
Dienstag, den 29. September: Michael.
Mittwoch, den 30. September: Hieronymus.
Donnerstag, den 1. Oktober: Remigius.
Freitag, den 2. Oktober: Leodegar.
Samstag, den 3. Oktober: Ewald.

Sonntagslesung.

Von den beiden Geboten der Gottes- und Nächstenliebe, von denen der göttliche Heiland im heutigen Evangelium spricht, sagt er, „daß an diesen beiden Geboten das ganze Gesetz und die Propheten hängen." Das hat einen doppelten Sinn. Einmal: alle Gebote, ja das ganze Gesetz des alten Bundes wären wertlos, wenn die Erfüllung der in ihm enthaltenen Vorschriften nicht in diesen beiden Grundforderungen der Liebe aufs innigste verankert wären. Es heißt aber auch: alle Gebote hängen an diesem, wie an einem Ring. Sie würden also ohne die Verbindung mit der Gottes- und Nächstenliebe in der Luft hängen und des inneren Haltes entbehren. Der göttliche Heiland will damit die überragende Bedeutung und Notwendigkeit des Doppelgebotes für ein in seinem Sinne geführtes christliches Leben zu einer eindrucksvollen Verdeutlichung bringen. Wer keine Gottes- und Nächstenliebe besitzt, der kann überhaupt kein rechter Christ sein, mag er auch einzelne Forderungen des Gesetzes sonst erfüllt haben.

Heiligung der täglichen Werke.

XXXIX.

Von den Pflichten der Eheleute.

Ueber nichts klagt man und das mit Recht in heutigen Tagen mehr, als über die Zerrüttung des Familien-, speziell auch des Lebens zwischen Mann und Frau. Darum wollen wir die Pflichten der Eheleute in einigen kurzen Artikeln besprechen.

Der Ehestand ist jener Stand, in den zwar die meisten Menschen zu treten suchen, aber auch jener, in dem noch lange nicht alle glücklich und zufrieden leben, obgleich derselbe bei uns Katholiken heilig und zur Würde eines Sakramentes erhoben ist. Wenn du dich in dem Ehestande befindest und nicht schon in diesem Leben eine Hölle haben willst, so halte pünktlich, was du auch an deinem Hochzeitstage versprochen hast, denn:

1. Der Ehestand ist ein harter Stand. Davon wissen alle Eheleute zu reden, nicht bloß die armen und geringen, sondern auch die vermöglichen und vornehmen. Der Ehestand ist reich an Leiden und Mühseligkeiten; bald werden dieselben bereitet von den Kindern, bald von den Dienstboten, bald von den Nachbarsleuten; das meiste Leid aber fügen sich gewöhnlich die Eheleute einander selbst zu, und es geht an ihnen in Erfüllung: „Wer kein Kreuz hat, macht sich selbst eines." Ach, der stille Frieden ist unter gar vielen Eheluten etwas seltenes geworden: immerwährender Wechsel zwischen gegenseitiger Annäherung und Entfremdung, zwischen ehelicher Liebe und ehelichem Zwiste. Selten vergeht ein Tag, der seine Plage nicht hat. Wie aber ist das Kreuz des Ehestandes erträglicher zu machen? Beobachte genau, was du an deinem Hochzeitstage im Angesichte Gottes und der Kirche feierlich gelobt hast: dann wird die mit dem heiligen Ehesakrament verknüpfte Gnade dir selbst die größten Beschwerden leicht machen.

2. Der Ehestand ist voll Sorgen. Ich will nicht sagen von den Sorgen, die das eigene körperliche und und geistige Wohl in Anspruch nehmen; welcher Kummer zernagt oft das Herz der Eheleute, wenn sie arm und dürftig sind und wenn es nirgends langen will für die verschiedenen Ausgaben, welche Wohnung, Kleidung, Nahrung, Abgaben, Verpflegung, Unterricht, Erziehung und Versorgung der Kinder verursachen? Welcher Schmerz martert das gefühlvolle Herz der Eltern, wenn sie ihre Kinder an Nahrung, Kleidung und Unterricht bittern Mangel leiden sehen? Aber wenn die Eheleute auch an zeitlichen Gütern Ueberfluß haben, so werden gerade diese Reichtümer ihnen viele Sorgen bereiten, wie sie dieselben erhalten, vermehren, vor Beschädigung wahren können. Welch eine Last von Sorgen laden nicht die Kinder auf den Nacken der Eltern von der ersten Stunde ihres Daseins durch alle Altersstufen hindurch bis zum Tage ihrer Versorgung, und gar oft nach ihrer Versorgung noch? Wie viel Verdruß bereiten den Eheleuten nicht manchmal die Dienstboten und Untergebenen, denen man so vieles überlassen und anvertrauen muß! Welch nagenden Kummer verzehrt oft das Herz eines Weibes, das das Unglück hatte, einen nichtswürdigen Mann zu bekommen und umgekehrt? Ist es zu wundern, wenn Eheleute alle Lebensfreude und allen Lebensmut verlieren!? Wie kann diese drückende Last von Sorgen erleichtert, wie das Gemüt vor düsterer Niedergeschlagenheit bewahrt werden? Beobachte sorgfältig, was du an deinem Hochzeitstage versprochen hast, und die mit dem heiligen Ehesakrament verknüpfte Gnade wird die schwersten Sorgen leicht machen.

3. Der Ehestand ist unabänderlich. Dem Ordensstand geht ein Probejahr voraus und erst, wenn die Kloster-Oberen wahren Beruf und unverkennbare Neigung wahrnehmen, werden die unauslöslichen Gelübde abgelegt. Der Ehestand hat kein Noviziat. Bist du einmal in denselben getreten, so bleibst du gebunden und zwar mit einem Bande, das nur der Tod zerreißt. Erwäge nun aber: was ist härter und trauriger, als in einem Stande verharren zu müssen, in dem man sein Glück nicht gefunden hat? Beklagenswertes Schicksal von Eheleuten, unter welchen Friede und gegenseitiges Vertrauen geschwunden sind; solche Eheleute leben in einer wahren Hölle. Wie schelten, wie fluchen, wie lästern sie! Ja selbst gröbliche Mißhandlungen sind nichts Seltenes. Welches ist die Quelle dieses verzweiflungsvollen, dieses höllischen Lebens? Ach, sie haben nicht gehalten, was sie am Hochzeitstage sich versprochen haben. Ein unabänderlicher Stand fordert beharrliche Liebe und Treue. Hält man eheliche Treue und Liebe, so wird der Ehestand reich an Glück und Frieden, an Segen und Verdiensten sein.

Die Bedeutung der Idee.

Betrachtet man das Leben der geistigen Menschen in seinen Aeußerungen, so läßt sich leicht erkennen, es ist eine Kette von Regungen und Handlungen; die, wie verschiedenartig, mannigfaltig und zahlreich sie auch sein mögen, alle, so weit sie freiwillig sind, durchgehends von einem Gedanken, von einer Idee beherrscht werden. Wie in einem Uhrwerk die gespannte Feder alle Rädchen und Hebel in Bewegung setzt und erhält, so ist auch die Idee, der Gedanke das, was allen unseren Neigungen die bewußte Richtung gibt, allen unseren Wünschen das zu erstrebende Ziel vor Augen stellt.

Beherrscht nicht z. B. die Idee, ein berühmter Mann wer-

Die „Neuß-Grevenbroicher Zeitung“ erscheint wöchentlich sechsmal. Bezugspreis monatlich 2,10 Mk. einschließlich Bringerlohn. Postbezugspreis monatlich 2,10 Mk. zuzüglich Postgebühren. Anzeigenpreis: die 7gespaltene Millimeterzeile 10 Pfg., Textzeile 30 Pfg. Bei Wiederholungen unveränderter Anzeigen entsprechender Nachlaß. Bei gerichtlicher Beitreibung oder Konkurs fällt jeder Nachlaß weg. Anzeigenannahme für die laufende Nummer bis 9 Uhr vormittags. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Gewähr übernommen. Der Bezug kann durch Postscheckkonto Köln 5301 oder durch Girokonto bei der Stadtsparkasse Neuß 1000 erfolgen.

Nr. 222

Neuß, Sonntag, den 24. September 1925.

Berlin, 26. [illegible] vinzialsynode [illegible] Generalsynode [illegible] durch das den [illegible] begrüßung. [illegible] sagen. die [illegible] den Titel [illegible] Superintendenten [illegible] gen, wurden [illegible]

Berlin, 26. [illegible] Besprechung [illegible] schaftsverbot [illegible] meinschaftli [illegible] sische Redner [illegible] heitsgemein [illegible] soll für die [illegible] über Geist und [illegible] bestimmen, [illegible] Kinder derjenige [illegible] traunen besitzt. [illegible] sterung des [illegible] nung des Stad [illegible]

Berlin, 25. [illegible] aus Wien [illegible] Jungentäubin [illegible] auf dem Wege

Die S

Berlin, 25. [illegible] wort der deut [illegible] einladung wird [illegible] bis die Minister [illegible] Ausschuß gehör [illegible] Nachricht ist ab [illegible] Delegation [illegible] Luther, [illegible] mann, Staat [illegible] sterialdirektor [illegible] abteilung, Min [illegible]

Frankreich

[illegible] minister Bria [illegible] Berthelot, [illegible] sowie den Leite [illegible] England [illegible] berlain und [illegible] durch Aufnahm [illegible] Reichsbeauftrag [illegible] sterpräsident M [illegible] Grandi, [illegible] Außenminister [illegible]

Die Länderkonferenz

Berlin, 25. [illegible] nisterpräsi [illegible] in die Nachmitt [illegible] Außenministers [illegible] Zustimmun [illegible] regierung, fest [illegible] menkunft in de [illegible]

Italien

Berlin, 25. [illegible] träuliche Schw [illegible] Deutsche Tages [illegible] es heißt: Gerüch [illegible] Voraussetzung [illegible] konferenz aufg [illegible] seiten [illegible] hier die endgültig [illegible] gust 1924 besond [illegible] deutlich sein sol [illegible] man dann noch [illegible] gen (!) zu ewig [illegible] Diese Art [illegible] tion ist recht [illegible] lung kann nur [illegible] nächsten und [illegible] händler zu sch [illegible]

Frankreich

Paris, 25. [illegible] „Journee Indu [illegible] habe den Sturz [illegible] scheint, um [illegible] können: Mein [illegible] ich zu Hause [illegible] strieke“ fragt [illegible] die notwendige [illegible] bringen, die [illegible] lungen notwen [illegible] flige Zeichen [illegible] handlung, daß [illegible] Die Forderunge [illegible] lehe in Frankr [illegible] immer noch mi [illegible] Frieden voll [illegible] nicht will)

den zu können, zu sollen und zu wollen eine Menge Menschen, denen Gott große Talente gegeben? Was versteht man denn anders, auch unter einem Streber? Doch nur einen Mann, der alles daran setzt, in die Höhe zu kommen, sich Geltung zu verschaffen, sich einen Namen zu machen, sich eine angesehene Stellung zu erringen. Und weil man eben gewohnt, daß alle seine Gedanken, alle seine Wünsche, alle Studien und Anstrengungen, die er macht, auf diese Idee eingestellt, von diesem Wunsche beseelt, von der Ruhmsucht beherrscht sind, nennt man ihn eben einen Streber.

Gibt's nicht Leute, und zwar in großer Zahl, bei denen die Idee, viel Geld zu verdienen und schnell reich zu werden im Vordergrunde steht, ja all ihr Sinnen und Trachten bestimmt? Den ganzen Tag haben sie den Kopf voll davon, wie, wo und wann sie ein Geschäft machen können, das beschäftigt fast ausnahmslos ihren Geist. In der Zeitung interessiert sie mehr der Geld-, als der politische Kurs. Ueberall, selbst in der Elektrischen, haben sie den Bleistift in der Hand und rechnen und rechnen. Ja mit vielkostenden, großgedruckten, weithin sichtbaren Reklamen, an deren Spitze, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, Massenmord steht, und dann mit dem Angebot einer billigen Hose endigen, werfen sie, wie man zu sagen pflegt, mit einer Wurst nach einer Seite Speck, lassen es sich eine Menge Porto kosten, um mit einer Empfehlung ihrer besten Seife oder alle Krankheiten beseitigenden Kräuter-Heilmarke die Häuser in Stadt und Land zu überschwemmen. Das sind die Mittel, die man den Kleinen, die schnell reich werden wollen, als wirksam empfiehlt.

Aber welche Mittel wissen erst diejenigen, die schon reich sind, aber immer noch reicher werden wollen, anzuwenden? Wie viele werden von der einen Idee, Reichtümer zu erwerben und ein Stinnes zu werden, derart bestimmt, daß sie, obwohl sie es könnten, aufhören, Wohltäter der Menschen zu sein, daß sie kargen mit den Löhnen, Haß und Revolten unter denen erzeugen, die durch ihre Not gezwungen sind, ihrer Hände Arbeit in ihren Dienst zu stellen!

Und welch eine Macht hat die Idee, es sei das einzig Richtige und Beste, das Leben zu genießen, über manche Menschen. Der ganze Sinn solcher ist auf den Genuß, auf das sinnliche Vergnügen eingestellt. Sie wissen ganz genau, wo man das beste Müffelchen zu essen und den feinsten Tropfen zu trinken bekommt. Das Theater und das Kino, der Straßenbummel und der Flirt gehört nach vier Uhr zu ihrem Tagewerk. Sie wissen immer, wo was los ist, und sind auch überall dabei. Ihr Leben ist wie eine Sanduhr, die stille steht, wenn eine Stockung in den rinnenden Sandkörnern, der vielen Vergnügungen und Genüsse eintreten würde, und nicht ununterbrochen das eine Sandkorn in seinem Abrinnen sich an das andere anschließen müsse.

Diese Idee, welche auch immer sie sein mag, teilt sich der menschlichen Seele mit, nimmt sie in Besitz und herrscht über den Verstand und das Herz, kurz, sie ergreift den Menschen mit unbezwingbarer Gewalt und wird ihm zum Leitstern auf der irdischen Pilgerfahrt. Die Idee kann unedel und böse sein, dann führt sie den Menschen allerdings auf Abwege, aber auch in diesem Falle wird sie zur Triebfeder seines Lebens.

So hängt denn in unserem Leben alles an der Idee, von der wir uns leiten und beherrschen lassen. Sie entscheidet sowohl über die Richtung unseres Lebensweges, als auch über den Grad, den wir im Guten und Bösen erreichen. Wir alle unterliegen diesem einen Gesetze: Jeden von uns leitet entweder der Stern der Weisen, oder ein Irrlicht, und nur völlig Unreife oder geistig Beschränkte, deren es allerdings viele gibt, leben ohne irgend eine leitende Idee in den Tag hinein. Was wir heute Weltanschauung nennen, ist eigentlich nichts anderes als die Idee, die wir uns von unserer Beziehung zu Gott und den Dingen dieser Welt machen.

Wir müssen nun das oben Gesagte nicht so verstehen, als dürfe man nicht nach größerem Vermögen und Besitz, nicht nach Ehre streben, sich kein Vergnügen und keine Freude machen. Es kam uns nur darauf an, zu zeigen, wie diese drei Dinge zu das ganze Leben mancher Menschen in Bewegung setzenden und bestimmenden Ideen werden können und so als Ehrsucht, Habsucht und Genußsucht in unserem Leben auftreten und sich zum Mittelpunkte machen, um die alles Wünschen, Tun und Lassen kreist.

Diese Erkenntnis ist von großer Wichtigkeit. Denn wenn die Ideen der Ruhm-, der Gewinn- und der Genußsucht in der Welt die herrschenden werden, dann ist für die eine große Idee, die in der ersten Frage des Katechismus ausgedrückt ist: „Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen,“ kein Platz mehr.

Und wenn es all unserer Apologetik, all unserer Vereinstätigkeit, all unseren Exerzitien, all unserem Sakramentenempfang, all unseren religiösen Uebungen nicht gelingt, für diese große Idee die Menschenherzen wieder empfänglich zu machen, sie dafür zu gewinnen, ja sie darin zur herrschenden zu machen, dann ist alle auf diese Dinge verwandte Mühe umsonst. Alles dieses wäre nur ein Schlag ins Wasser, der zwar einen Augenblick die Wellen teilt, aber nicht hindert, daß sie gleich nachher in der nämlichen Strömung wieder zusammenfließen.

Wenn wir nicht wieder lernen, alle Dinge und alles irdische Schaffen unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu betrachten, wie die Heiligen es getan, dann bauen wir vergebens, wie die Bauleute, die für ihren Bau kein Fundament gelegt haben.

Man sagt wohl, die Menschen würden in ihrem Tun und Lassen von Interessen bestimmt. Richtig ist das, aber das Interesse für die Dinge richtet sich eben nach der Idee, die ich von ihnen habe und nach der Wertschätzung, die wir ihnen beilegen. Die Idee aber, die das meiste Interesse weckt bei Gebenden und Empfangenden, und der zuletzt der Sieg gehört — das ist die Liebe.

Zum Blumenpflücken.

Brichst du Blumen, sei bescheiden, — Nimm nicht gar so viele fort! — Sieh: die Blumen müssen's leiden, — Doch sie zieren ihren Ort.

Nimm ein paar und laß die andern — Stehn im Gras und an dem Strauch; — Andre, die vorüberwandern, — Freu'n sich an den Blumen auch.

Nach dir kommt vielleicht ein müder — Wand'rer, der des Weges zieht — Trüben Sinns — der freut sich wieder, — Wenn er auch ein Röslein sieht.

Kinder und Eltern.

Wir sind heute gewohnt, bei allem, was einem in Bezug auf Kleidung, Vergnügungen, Genußsucht, Ausschweifung usw. als tadelnswert entgegentritt, immer über die Jugend zu klagen und sie für alles verantwortlich zu machen.

Ganz richtig ist das nicht, aber richtig der Spruch: „Der Apfel fällt nicht weit vom Baume“; und jeder weiß auch, daß „wie der Baum, so die Blätter und die Frucht“; und daß der göttliche Heiland sagt: „Ein guter Baum kann nicht schlechte und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen.“ Was ist denn dieser Baum? Die Familie. Weils da vielfach fehlt, fehlts bei den Kindern.

Die Jugend ist vielfach so schlecht, so charakterlos, weil die Familie es ist. Wie viele törichte Eltern überlassen die Kinder ihren Launen, geben ihnen alles, was sie wünschen, lehren sie nie, mannhaft sich zu überwinden oder etwas Unangenehmes ruhig zu ertragen, unterweisen sie nicht, ihre natürlichen ungeordneten Neigungen zu unterdrücken und Selbstverleugnung und Abtötung zu üben. Die Folge davon ist, daß sich diese Kinder zu entnervten, kraftlosen, weibischen Charakteren entwickeln, die moralisch unfähig sind, den verlockenden Reizen der Sinne, dem ungestümen Verlangen der Leidenschaften und den Verführungen der Welt zu widerstehen. Da man ihnen in der Kindheit gestattete, ihren Neigungen nach Belieben zu willfahren, ihre oft recht eigenwilligen, auf die Eitelkeit gerichteten Wünsche zu erfüllen, haben sie sich Gewohnheiten angeeignet, die sie allmählich zu den gröbsten Arten der Sinnlichkeit verleiten. Sie haben aus ihrem Wesen eine äolische Harfe gemacht, um die Musik der Sinnlichkeit in allen nur denkbaren Melodien darauf zu spielen.

Oft genug zeigt schon das Aeußere, weß' Geistes Kinder sie sind. Ihre Augen sind ohne Glanz, ihre Wangen ohne Farbe, ihre Gesichtszüge ohne Ausdruck, ihre Worte ohne Sinn, und man wäre fast versucht, zu sagen, ihr Körper ist ohne vernünftige Seele. Sie sind geistige und moralische Wracks, Opfer der Sinnlichkeit, die von der Wiege an in der weichlichen, an idealen Gedanken und Grundsätzen leeren Atmosphäre des häuslichen Heims gepflegt wurde.

Es gibt nun genug Eltern, die entweder aus diesem Uebel sich nichts machen, oder die Augen vor demselben verschließen, bis es zu spät ist, demselben Einhalt zu tun. Sie selbst haben den Herzensboden ihrer Kinder zubereitet und die Saat ausgesät, die, im Frühling der jugendlichen Leidenschaft aufgesproßt, alsbald das ganze Feld mit dem üppigsten Unkraut bedeckte. Gleichwohl empfinden sie keine Verantwortlichkeit in der Sache und sprechen mit dem Manne im Evangelium: „Ein feindlicher Mensch hat das getan. Unsere Kinder waren so rein, so unschuldig! Unser Sohn war ein Aloysius, unsere Tochter eine Agnes! Und nun! Ach, die Welt hat sie so verdorben! Selbst die besten Schulen sind so gefährlich! Die anderen Kinder, welche die Schule besuchen, sind so verkehrt. Diese sind es, die Tadel verdienen.“ Gewiß wäre es verkehrt, in allwo die Eltern für die Unarten der Kinder und ihren oft bösen Lebenswandel die Eltern oder sie gar allein verantwortlich machen zu wollen. Außer dem Hause, da draußen, wo die Kinder arbeiten und ihren Lebensunterhalt verdienen müssen, gibts so vieles, was auf die Jugend einwirkt, und diesen verderblichen Einfluß abzuwehren, ist bei aller Sorge auch dem besten Vater, der besten Mutter nicht immer möglich. Hier nutzen Belehrungen nicht, Ermahnungen werden überhört, Warnungen in den Wind geschlagen, hier hat nur noch eines Macht; das gute Beispiel.

Aber leider wird der Familiengeist, der der Träger des guten Beispiels ist, jeden Tag schwächer und schwächer. Die Bande, welche die Familie, Eltern und Kinder miteinander verbinden sollen, werden mehr und mehr gelockert. Der Vater ist bei Tage von Geschäftssorgen und am Abend bis zum Schlafengehen mit der Zeitung von mehr als eineinhalb Dutzend Seiten mit sozialen und politischen Interessen in Anspruch genommen, für die Familie und das Sichtummeln um die Kinder hat er vielfach keine Zeit. Die Mütter sind vielfach auf das Vergnügen bedacht, sie sind mehr Ausfrauen, als Hausfrauen. Das Straßenkleid hat für sie mehr Bedeutung als das Hauskleid. Sie verstehen besser mit dem Schirm mit dem Elfenbeinknopf und dem Armtäschchen umzugehen, als mit dem Besen und dem Kochlöffel. Die Kinder entbehren so manchmal der warmen Sorge der Eltern, die andere Interessen haben und die Zerstreuungen mehr als das Opfer lieben. Sie fühlen zu Hause nicht die Heimlichkeit liebevoller Obhut, wachsen oft wie Fremdlinge für Vater und Mutter auf und begegnen dann nicht selten ihnen so, wie Kinder ihren Eltern nicht begegnen sollen.

Am meisten fehlt vielfach dieser Familiengeist in den sogenannten bessern Familien, so daß Ehescandale in dieser sogenannten vornehmen Welt nicht mehr zu den Seltenheiten gehören und Ausgelassenheit und Zügellosigkeit nicht bloß die Kinder der Gasse, sondern weite Kreise der zivilisierten Gesellschaft ergriffen haben und zugrunde richten, so daß man fast sagen kann: in dieser Beziehung reichen sich diejenigen, die auf der niedrigsten, und diejenigen, die auf der höchsten Stufe äußerer Bildung stehen, die Hände.

Die Familie muß wieder werden, wozu Gott sie bestimmt hat, als er die Ehe zur Würde eines Sakramentes erhob, die Wiege des übernatürlichen Lebens der Seele, wie sie die Wiege des natürlichen Lebens des Leibes ist. Christliche Eltern müssen es als ihre erste Pflicht ansehen, dieselbe zu würdigen Gliedern der Kirche und zu Bürgern des Himmels zu machen, um ihnen das reiche Erbe von Glaube und Tugend zu hinterlassen.

Aufblick.

Du hast im Leben oftmals schon gesehen
Wie viel ein Mensch vermag zu überstehen,
Und wie manch' Herz in kummervollen Wochen
Das Schwerste trug und doch nicht dran gebrochen
Das muß dir Trost für alle Zukunft geben,
Nichts Unerträgliches schickt Gott im Leben.
Er sendet zu dem Leid in trübsten Tagen
Die immer so viel Kraft auch, es zu tragen.
Und scheint er dir auch fern, in Duft umwoben,
Schau nur getrost hinauf: Er steht doch oben.

Von der Höflichkeit.

Die Höflichkeit ist das äußere gefällige Betragen in Achtungsbezeigung und Aufmerksamkeit gegen andere. Entstanden zuerst an den Höfen (darum höflich), wo Stand und Würde besonders ein gefälliges Benehmen gegen die vornehmen Fürsten und Ritter und deren Damen verlangt. Die echte Höflichkeit ist ein Ausfluß der Gefühle für Wohlanständigkeit. Sie gehört zur feinen Lebensart. Sie wird von jedem gebildeten Menschen erwartet, aber von einigen Klassen von Menschen muß man sie besonders fordern.

Vom Priester darf man die Höflichkeit erwarten und zwar in erster Linie. Denn wenn die Religion die erste und stärkste, das Herz erhebende Macht ist, dann muß auch derjenige, der die Religion lehrt, in seinem Benehmen zeigen, daß die Religion ihn veredelt hat. Gewiß, der Priester hat oft mehr Anlaß, verdrießlich zu werden, als andere Menschen, aber keinen Anlaß, darum unfreundlich und grob zu sein, denn mit Unfreundlichkeiten und Unhöflichkeiten werden keine Seelen gewonnen, wohl aber mit Milde.

Von dem wegen seiner Milde und Sanftmut berühmten französischen Bischof Fenelon erklärte ein leichtfertiger englischer Lord: „Bischof Fenelon ist ein entzückender Mann, ich mußte ausreißen, denn sonst hätte er mich zu einem wahren Christen gemacht.“ Vom Könige Philipp von Mazedonien wird erzählt, daß, als er die berühmte Rede, die der griechische Redner Demosthenes in glühender Vaterlandsliebe zu Athen gegen ihn gehalten hatte, gelesen, er ausrief: „Ein Glück, daß ich nicht dabei war, denn er hätte mich gewiß überredet, die Waffen gegen mich selbst zu ergreifen.“

Höflich soll man sein gegen Untergebene, auch gegen Arme, die uns oft mit ihren Bitten und Anliegen lästig werden. Wirf einem Hündchen einen Knochen zu, es wird davonrennen, ohne seinen Schwanz zu bewegen: rufe dagegen das Hündchen, streichle ihm den Kopf, laß es den Bissen aus deiner Hand nehmen — und sein Schwanz wird freudig wedeln — aus Dankbarkeit. Es ist, als wenn das Hündchen in der in beiden Fällen erwiesenen Guttat doch die im letzteren Falle freundlichere Art ihrer Ausführung und Zuwendung anerkennen wolle. Diejenigen Menschen, die ihre Wohltaten hinwerfen, dürfen nicht erwarten, daß sie mit dankbarem Herzen aufgefangen werden.

Der Präsident Jefferson ritt eines Tages mit seinem Enkel spazieren, als ihnen ein Neger begegnete, der, sich verneigend, seinen Hut abnahm. Der Präsident erwiderte die Begrüßung, indem er auch den Hut zog, der Enkel aber nahm keine Notiz von der Höflichkeit des Schwarzen. „Thomas“, sagte der Großvater, „erlaubst du einem Sklaven, sich feiner zu benehmen, als du selbst?“

Höflich sollen die Pförtner und Pförtnerinnen in Krankenhäusern und klösterlichen Genossenschaften sein. Sie werden allerdings für ihre Höflichkeit nicht so reich bezahlt, wie die Portiers in den Gasthöfen, die hohe Trinkgelder machen. Aber wenn diese letzteren die höflichsten Menschen sind und sich von nervösen Reisenden die gröbsten Grobheiten gefallen lassen, der Trinkgelder wegen, so müssen die Ordensbrüder und Ordensschwestern an der Türe trotz ihres beschwerlichen und vielfach recht verdrießlichen Postens höflich sein und bleiben um Gottes willen. Darum mögen die Klosterobern wohl klug sein in der Auswahl derjenigen, die an der Pforte Ein- und Auslaß gewähren, denn nach Pförtner und Pförtnerin werden die Insassen des ganzen Klosters beurteilt. In dem Pförtner und der Pförtnerin sieht man den Typ aller. Bei der Verleugnung des Petrus war in der Türhüterin die ganze Gesellschaft der Knechte und Mägde, die ums Feuer standen, charakterisiert. Die Geschichte, wie drei auf einmal die Langmut und die Höflichkeit eines jüdischen Ladenbesitzers auf die Probe stellen wollten, ist ja bekannt. Sie gingen in einen Pelzladen und ließen sich eine Menge Sachen vorlegen. Endlich schien ihnen einer zu gefallen. Aber sagte der eine, indem er den Pelz an die Nase hielt: „Der stinkt ja“, der Zweite fügte hinzu: „Ja, der stinkt ganz abscheulich“, und der Dritte: „Kommt, es ist ja nicht zum Aushalten.“ Da antwortete der Jude: „Entschuldigen Sie, meine Herren, das tut der Pelz nicht, das tut mein Rock.“ Wenn das nicht höflich war, weiß ich nicht, was höflich ist. Wahrscheinlich hat der Jude nun doch ein Geschäft gemacht und die drei, die ihn auslachen wollten, zuletzt selber ausgelacht. Und wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Zur Höflichkeit müssen die Kinder angeleitet werden. „Iß an deiner eigenen Tafel, wie du an der Tafel eines Königs essen würdest“, ist eine Lehre des chinesischen Weisen Confuzius. Wären Eltern nicht so häufig nachlässig in der Beaufsichtigung ihrer Kinder zu Hause, so brauchten sie sich nicht über die Art, wie sich dieselben an fremder Leute Tisch, oder in deren Häusern benehmen, zu entsetzen.

Zur Höflichkeit gehört auch Ordnung, Reinheit und Ganzheit der Kleider. Ein Kaiser mit der Nachtmütze würde nicht mit der Hälfte des Respekts begrüßt werden, als ein Kaiser mit der Krone. Hat Gott nicht selbst seine Werke in ein entsprechendes Gewand gehüllt? Eine jede Blume, auch die einfachste ist schön gekleidet: eine jede Wiese trägt den Mantel der Schönheit, jeder Stern ist von Helligkeit umgeben und jeder Vogel, selbst der graue Sperling ist mit einem Gewande von auserlesenem Geschmack angetan. Man soll zwar nicht den Wert der Menschen nach dem Kleide messen, aber gar keinen Wert auf das Aeußere legen, ist eine falsche Askese.

Allerdings ist und bleibt es wahr, bloße Höflichkeit ersetzt nie innere Vortrefflichkeit, so wenig, wie die Rinde der Eiche ihr inneres festes Holz ersetzen kann. Man mag im Stande sein, von der Rinde auf die Qualität dieses Holzes zu schließen, aber zu bestimmen, ob es gesund oder krank ist, ist unmöglich.

Eine Regel aber kann man für alle, die sich gute Manieren aneignen wollen, aufstellen: „Sei gegen andere so, wie du möchtest, daß sie gegen dich wären.“ So stützt sich auch die wahre, echte Höflichkeit auf die Mahnung des Heilandes: „Alles, was ihr wollt, das euch die Menschen tun sollen, das sollt ihr ihnen auch tun.“

Der Hagestolz.

12) Erzählung von Adalbert Stifter.

Wanderung.

Viktor hatte seine Rechnung berichtigt und war zum Aufbruche fertig. Gleich von der Wirtsgasse aus verließ der Knabe mit ihm die Straße und führte ihn seitwärts auf einen steinigen Wege zwischen dichte, riesig große Eichen und Ahornen hinein. Der Weg ging bald bergan und Viktor konnte manchmal durch die Wipfel der nach abwärts stehenden Bäume auf die Bergeslasten hinaussehen, die immer ernster zusammenrückten und desto dunkler wurden, je tiefer die Sonne stand und die auch ein desto schöneres Blau gewannen, je glänzender und schimmeriger der Strahl des Abends das grüne Laub der Bäume an seiner Seite färbte. Endlich wurde der Wald ganz dicht, das Laubholz